

## Italo Calvino: Der Baron auf den Bäumen

Es wäre interessant zu wissen, für wie viele der Anwesenden Italo Calvino ein Begriff war, bevor sie die Einladung zum heutigen Abend gelesen haben. *[Es war über die Hälfte!]* Der Name Calvino scheint mir derzeit nicht mehr so sehr präsent zu sein; dabei war er (nach Wikipedia) „einer der bedeutendsten italienischen Schriftsteller der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“, gegen Ende seines Lebens war er der meistübersetzte italienische Autor, seinen Totekampf nach einem Gehirnschlag verfolgte die italienische Presse mit täglichen Bulletins. Und Umberto Eco hat erklärt: „Als wir seinen ‚Baron auf den Bäumen‘ lasen, begriffen wir zehn Jahre Jüngeren: Er war der Schriftsteller unserer Generation.“

Calvino wurde 1923 geboren, auf Kuba, weil seine Eltern dort beruflich-wissenschaftliche Aufgaben wahrnahmen; dabei war der Vater ein tiefverwurzelter Ligurer - seit dem zweiten Lebensjahr des Sprösslings lebte die Familie wieder in San Remo, an der Küste kurz vor der französischen Grenze. Die Eltern waren beide mit Leib und Seele Naturwissenschaftler (Biologen und Agrarwissenschaftler), die Familie war dezidiert aufgeklärt („republikanisch – antiklerikal – freimaurerisch“ sagt Calvino; auch ein Schuss Anarchismus war dabei). In der Schule war der Junge vom Religionsunterricht befreit. Diese Sonderstellung habe ihm geholfen, sagte er, eigenständig und tolerant zu werden, vor allem sei er völlig frei geblieben von dem antiklerikalen Affekt, der so häufig sei bei Menschen, die mitten unter Priestern aufwachsen. Das heißt allerdings nicht, dass in seinen Werken die Kirche besonders günstig beleuchtet wird, im „Barone“ etwa gibt es u.a. einen widerlich fanatischen Jesuiten.

Calvino studierte, sicher von der Familientradition her, zunächst Agrarwissenschaften. 1943 sollte er in die Armee der Mussolini-Republik von Salò eintreten, tauchte aber stattdessen unter und kämpfte als Partisan in der Resistenza. Diese Zeit, in der er häufig in Lebensgefahr geriet, prägte ihn nach eigenem Bekunden fürs Leben. Dabei wurde er, fast selbstverständlich, Mitglied der PCI, der Kommunistischen Partei Italiens.

Nach dem Krieg folgte er dann seiner inneren Neigung und studierte, als „schwarzes Schaf“ der Familie, wie er sagte, Literaturwissenschaften. Nach dem Examen arbeitete er für den linksliberalen Verlag Einaudi, dem er bis zum Lebensende verbunden war, daneben auch als Redakteur der kommunistischen Parteizeitung „Unità“. Wir sollten uns erinnern: Die PCI war damals eine Partei der Massen mit über zwei Millionen Mitgliedern und bis zu 34 % Wählerstimmen, und sie war ein Ort lebendiger, oft hochintellektueller Auseinandersetzungen – ein sehr großer Teil der italienischen Intelligenz war kommunistisch. Allerdings geriet Calvino in Gegensatz zu der Parteiführung, die ihre Orientierung an der KPdSU nicht aufgeben wollte, und 1957, im Jahre, in dem der „Baron“ herauskam, trat er nach der Niederschlagung des Ungarnaufstands durch die Rote Armee, aus der Partei aus, ohne seine Vorstellung von einem demokratischen Kommunismus aufzugeben.

Erfolgreich geschrieben hatte er schon seit Kriegsende, zunächst neorealistiche Texte, vor allem einen Roman über die Partisanenzeit. Eine Überraschung war, dass er dann 1956 eine Sammlung italienischer Märchen herausgab, deren Status in Italien von manchen mit der Brüder-Grimm'schen Sammlung in Deutschland verglichen wird. Und zu dieser anderen

Seite des Autors passt, dass er jetzt phantastisch-allegorische Erzählungen schrieb. Der zweite Roman dieser Art, unser „Baron in den Bäumen“ von 1957, begründete Calvino internationalen Ruhm (besonders in den USA).

Zum weiteren Leben des Autors nur ganz kurz: Er wandte sich später einer experimentellen Schreibweise zu – ein Essay von ihm hat den Titel „Erzählen als kombinatorischer Prozess“ – und verfasste Werke, die sich einer Einordnung in übliche Gattungsbezeichnungen entziehen. Ich nenne nur ein Werk: „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ – von einer zeitlichen und handlungsmäßigen Kontinuität kann da nicht mehr die Rede sein, und trotzdem liest sich das Buch sehr unterhaltsam.

Nach einem Leben als prominenter Schriftsteller und Literaturtheoretiker starb Calvino 1985. Die Nachrufe, vor allem in italienischen Medien, würden Bände füllen.

Nun also zum „Baron auf den Bäumen“: Die erzählerische Kontinuität ist hier sicherlich noch ganz traditionell gewahrt; eine gewisse Phantastik ist zu konstatieren, ob der Roman allegorisch zu sehen ist und ob man etwas von der politischen Richtung des Autors merkt, wird zu sehen sein; zumindest seine Oberfläche ist leicht zugänglich und - nach allgemeinem Urteil - vergnüglich zu lesen. Und das hat es möglich gemacht, dass dieses Werk, das zur hohen Literatur gezählt und scharfsinnigen Interpretationen unterworfen wird, gleichzeitig zum Jugendbuch geworden ist. 1965 kam eine Ausgabe für die scuola media, also die Sekundarstufe 1 (11- bis 14-Jährige) heraus, bearbeitet von Tonio Cavilla. Der Name ist ein Anagramm von Italo Calvino: Der Autor selbst steckt dahinter. Er hat den Text natürlich gekürzt (alles Sexuelle ist gestrichen, aber auch Stuhlgang und Wasserlassen kommt nicht mehr vor, dazu fallen natürlich Teile weg, die zu anspruchsvoll sind) und hat ganz schulmeisterliche Anmerkungen beigefügt: Worterklärungen, Satzbauanalyse, sachliche Informationen etc. Dazu kommen dann aber eine Einleitung und interpretatorische Erläuterungen nach jedem Kapitel, die über das Niveau der Sekundarstufe 1 deutlich hinausgehen und für erwachsene Leser und Interpreten von großem Interesse sind: Sie bieten einen Blick in die Werkstatt des Verfassers. Diese Bearbeitung zum Jugendbuch durch den Autor selbst ist ein Unternehmen, zu dem ich in der Belletristik keine Parallele kenne. (Außerdem gibt es eine Ausgabe für Kinder mit zahlreichen Bildern, die ich nicht kennen gelernt habe.)

Der Text beginnt gleich mit der fundamentalen Szene – wir hören Anfang und Ende des ersten Kapitels:

### **Text 1**

Es war am 15. Juni 1767, als Cosimo Piovasco di Rondò, mein Bruder, zum letzten Mal in unserer Mitte saß. Ich erinnere mich daran, als wäre es heute gewesen. Wir befanden uns im Speisesaal unserer Villa in Ombrosa, die Fenster umrahmten die dichtbelaubten Zweige der großen Steineiche unseres Parks. Es war Mittag, und unsere Familie saß nach alter Tradition um diese Stunde bei Tische, obgleich sich im Adel schon die Mode verbreitet hatte – ausgehend vom französischen Königshof, der wenig vom Frühaufstehen hielt –, das Mittagessen mitten am Nachmittag einzunehmen. Wind

kam vom Meer, erinnere ich mich, und die Blätter bewegten sich. Cosimo sagte: „Ich habe gesagt, dass ich nicht will, und ich will nicht!“ und stieß den Teller mit den Schnecken zurück. Nie hatte man schlimmeren Ungehorsam erlebt.[...]

„Fort von diesem Tisch!“

Aber Cosimo hatte uns allen schon den Rücken zugekehrt und verließ den Saal.

„Wohin gehst du?“

Wir sahen ihn durch die Glastür, wie er in der Vorhalle seinen Dreispitz und seinen kleinen Degen an sich nahm.

„Ich weiß schon, wohin!“ Er lief in den Garten.

Kurz danach sahen wir ihn durch die Fenster, wie er die Steineiche hochkletterte.

[...] Unser Vater lehnte sich über die Fensterbank. „Wenn du es satt bekommst, da oben zu sitzen, wirst du auf andere Gedanken kommen!“, brüllte er ihn an.

„Ich werde nie auf andere Gedanken kommen“, antwortete mein Bruder vom Ast herab.

“Ich werd’s dir schon zeigen, sobald du herunterkommst!“

„Ich komme aber nicht mehr herunter!“ – Und er hielt Wort.

Das ist die Ausgangssituation – in der konsequenten und fantasievollen Ausgestaltung ihrer Folgen besteht, wie Tonio Cavilla, also der Autor selbst, bestätigt, das ganze Buch. Und ein doppelter Charakter des Buches wird auch schon hier sichtbar: Einerseits hat der „Ausstieg“ in eine andere Sphäre etwas Märchenhaftes, aber wir finden uns nicht im Märchenland und in der Märchenzeit, sondern in der realen Welt. Der Ort namens Ombrosa ist zwar erfunden, er wird aber bald an der ligurischen Küste lokalisiert, unweit der Grenze zu Frankreich. Der starke Einfluss des Nachbarlandes ist ja schon in unserem kurzen Ausschnitt deutlich. „Ombrosa“ heißt „die Schattige“, und Bäume mit ihren bewegten Blättern sind ja schon in den ersten Sätzen angesprochen. Voll von Bäumen hat Calvino diese seine Kindheitslandschaft in Erinnerung. Er bemerkt einmal, die moderne Literatur entstehe zum großen Teil aus der Erfahrung des Fehlens, des Verlusts; im „Baron“ begnügt er sich nun aber nicht damit, die alte Pracht, vor späteren Abholzungsorgien, wieder vor Augen zu stellen, sondern er steigert die Dichte der Bewaldung noch ins Unrealistische, ins Phantastische. Aber nochmals: Wir sind nicht im Märchen, sondern bekommen außer einer bestimmten Landschaft auch ein genaues historisches Datum genannt: Wir sind im späten 18. Jahrhundert. Dass das für die Handlung wichtig ist, werden wir sehen – wir wissen ja, was

sich in Frankreich in der Zeit nach dem genannten Jahr an weltbewegenden Ereignissen abspielen wird, und davon bleibt Ombrosa nicht unberührt. Bemerkte sei, dass Calvino sich dieser Zeit der Aufklärung, der „luziden Rationalität“ besonders nahe fühlt – dem jungen Linke ist offenbar bei Voltaire wohler als bei Marx.

Nun aber die Frage: Warum steigt Cosimo auf den Baum, um dann in der Folge lebenslang droben zu bleiben? Er ist im Moment erst zwölf, sein Bruder, der Ich-Erzähler (er heißt Biagio) erst acht. Schon in dem kurzen Text haben wir festgestellt, dass der Vater sehr schroff und autoritär ist. Angedeutet ist auch schon, dass er der Tradition in besonderem Maße verhaftet ist; er ist ein Sonderling, der, obwohl nur ein kleiner Baron, Anspruch auf den Titel des Herzogs von Ombrosa erhebt und völlig davon besessen ist, diesen unsinnigen Anspruch durchzusetzen, z.B. möchte er die Söhne einmal mit Kurfürstinnen verheiraten. Wenig Verständnis findet er darin bei seiner Frau, der Tochter eines deutschen Generals (im Maria-Theresia-Erbfolgekrieg hatte der Baron zu den Habsburgern gehalten, von denen er – vergeblich - Unterstützung für sein Lebensziel erhoffte), welche noch immer kurze Kommandos auf Deutsch zu bellen pflegt und beim Sticken keine Blumen, sondern die Flugbahnen von Kanonenkugeln als Motiv nimmt. Am Tisch sitzt noch der Hauslehrer der Buben, ein Abbé Fauchelafleur, der als Jansenist aus Frankreich fliehen musste. (Der Jansenismus war eine religiöse Bewegung von besonderer moralischer Strenge, die von den Jesuiten bekämpft und vom französischen König verfolgt wurde.) Mit seiner prinzipiellen Rigorosität war eine Neigung des schon etwas senilen Mannes zur Nonchalance verbunden, sodass die Buben von ihm nicht wirklich zu leiden hatten. Dann gibt es noch den illegitimen Bruder des Vaters, Cavaliere Carrega, der lange bei den Türken gelebt hat - er hat Verwaltungsaufgaben zu erfüllen hat, aber vor allem lebt er in sich versponnen dahin -, und schließlich die Schwester Battista, die seit einem unglücklichen Erlebnis mit einem Freier gezwungen wird, als „Hausnonne“ zu leben, obwohl sie nichts Geistliches an sich hat, sondern die Familie durch ihre abartigen, dabei sehr elaboriert zubereitete Gerichte (Schnecken sind noch nicht das Schlimmste) quält. Da sitzen also lauter seltsame Gestalten dicht aufeinander, die aber eigentlich ganz vereinzelt, sozusagen asozial sind. Nur der Bruder Biagio ist anders: Er ist der Einstellung nach ganz auf der Seite des großen Bruders, wird ihn später treffend interpretieren, aber ihm nicht nacheifern – nicht nur jetzt, wo ihn sein kindliches Alter entschuldigt, sondern auch als Erwachsener wird er bei aller kritischen Einsicht ein völlig angepasstes Leben führen.

Wir sehen: Cosimo hat Grund für ein juveniles „Abhauen“ aus dieser Familie. Ein Motiv für ein lebenslanges Dasein auf den Bäumen sehen wir noch nicht.

Cosimo stellt fest, dass er in dem dichten Baumbewuchs, geschickt, wie er ist, von einem Baum zu einem anderen wechseln kann wie ein Eichhörnchen. Er empfindet großes Vergnügen dabei, die Gegend, die er von seinen Streifzügen her kennt, jetzt von oben zu erleben. Aber zunächst erwartet ihn ganz in der Nähe eine völlig fremde Welt: der Garten der Nachbarn, der mit Cosimos Vater verfeindeten Adelsfamilie der Ondariva, der bisher durch eine hohe Mauer den Blicken des Jungen entzogen war, ein Paradies voller exotischer Bäume und duftender Blumen. Nachdem er ohne Mühe auf Ästen die Mauer gequert hat, erblickt er das zehnjährige Töchterchen Violante (kurz: Viola), das auf einer Schaukel

hin und her schwingt und dabei selbstvergessen ein französisches Liedchen trällert. Es zeigt sich, dass das reizende Kind zugleich schon ein durchtriebenes Biest ist, das mit unbegrenztem Selbstbewusstsein seine Wirkung auf den Jungen ausnützt. Nachdem sie von seinem Vorhaben, auf den Bäumen zu bleiben, gehört hat, versucht sie trickreich, ihn zum Betreten des Bodens zu bringen, wo sie ihn dann von den Dienern verprügeln lassen will, aber Cosimo ist auf der Hut und genießt das Spiel mit dem raffinierten Wesen. Er prahlt, er könne bis nach Frankreich und noch viel weiter gelangen, ohne je herabzukommen. Hier oben sei sein Reich, sie könne ja heraufkommen mit ihren Freunden, dann könnten sie die Erdbewohner unten zur Vernunft bringen. In diesem Geplänkel mit der kokett- und durchschaubaren jungen Dame gewinnt sein großer Entschluss neue Nuancen: Was bisher eben eine Trotzhandlung des aufmüpfigen Sohnes war, wird zu etwas wie einer Spielregel, einer Art Wette, die es unbedingt einzuhalten gilt. Große Pläne, eine Mission tauchen als Ahnung auf. Und Cosimo ruft aus: „Ich komme nicht auf die Erde, weil ich nicht will!“ Ein großer (einigermaßen absurder) Willensakt steht hinter der Abkehr vom gewohnten Leben – man ist an die Existenzialisten und ihren Entschluss um des Entschlusses willen erinnert. Als Cosimo schließlich von Violas Tante eingeladen wird, eine Tasse Kakao mitzutrinken (was eine Art Rache am Vater wäre: von dessen hochnäsigen Feinden akzeptiert zu werden), verschwindet er in einer Mischung aus Stolz, Schüchternheit und Eigensinn im Blättergewirr. Ihm muss erst selbst klar werden, was dieser große Entschluss bedeutet.

Würde man diesen Entschluss Cosimos nur als Protest gegen familiäre Zwänge verstehen, müsste man sich wundern, dass er den Kontakt zur Familie (die ihm im Übrigen bald vergibt und auf seine Rückkehr hofft) keineswegs abbricht. Er ist oft in Sichtweite (seine Mutter, die Generalstochter, verfolgt seine Wege mit dem Fernglas und zeichnet sie auf ein Messtischblatt) und lässt sich von Biagio, seiner Kontaktperson, mancherlei bringen: ein Stück Torte z.B. (nicht von der Horrorköchin Battista gebacken!), aber vor allem Praktisches – Decken für die Nacht, Stricke für schwierige Passagen im Astwerk, Bretter und Nägel usw. Dem Bruder erzählt er auch, was er erlebt hat, und der gibt es ja an uns Leser weiter. Dabei ist die Perspektive zumeist eine echte Beobachterperspektive, Biagio erzählt, was er weiß und was er vermutet. Teilweise allerdings, z.B. bei der Szene mit Viola im Zaubergarten, reicht Biagios Wissen schwerlich aus für die reichen Details und für die subtile Wiedergabe von Cosimos Befindlichkeit; da wird ein mehr oder weniger allwissender Erzähler vorausgesetzt. Diese gewisse Inkonsequenz kann der Leser, wie ich meine, leicht verkraften.

In der Folge ist eine längere Phase der Erzählung davon bestimmt, dass Cosimo sich in der neuen Existenz praktisch einrichten muss. Er braucht eine zufriedenstellende Behausung, und er muss z.B. lernen, seine Ausscheidungen hygienisch zu entsorgen (in einem rasch fließenden Bach mit ohnedies trübem Wasser, in den auch die Bauern ihre Abwässer leiten – er will „gesittet“ leben und die Interessen seiner Mitmenschen achten). Nach einem gefährlichen Kampf mit einer Wildkatze, die er heldenhaft mit seinem Kleindegen tötet, hat er die Initiation, die Feuerprobe zum Jäger bestanden und erlegt (jetzt mit der Flinte, mit der bisher Battista die Mäuse für ihre Ekelspeisen erlegt hat, später mit besseren Feuerwaffen) Tiere in großer Zahl, deren Fleisch er zu braten lernt, ohne die Erde zu betre-

ten. Den Rest verkauft er an die Bevölkerung. Er ist also keineswegs der Typ des „edlen Wilden“, der die Zivilisation ablehnt. Diese erfindungsreiche Einrichtung in der neuen Sphäre erinnert selbstverständlich an Robinson, was Calvino selbst hervorhebt. Der Roman von Defoe, wohlgerneht ein wichtiges Werk der Aufklärung, wird im Text des „Barons“ auch ausdrücklich angeführt. Nur schwingt bei der präzisen Beschreibung der Baumexistenz Cosimos mit ihrem Anschein des Realismus immer eine gewisse Ironie mit angesichts der Tatsache, dass diese Baumexistenz mit weiten Wegen von Baum zu Baum, anders als das Inselleben Robinsons, nicht wirklich möglich ist.

In der Frühzeit dieser Phase trifft er auch wieder auf Viola. Sie ist, obwohl oder gerade weil sie ein adliges Fräulein ist, die romantische Räuberhauptmännin (Hauptfrau?), auf weißem Pferdchen, mit goldenem Signalhorn, einer Bande von jugendlichen Obstdieben, die regelmäßig in die weiten Plantagen der Umgebung einfallen. Es sind die Sprösslinge deklassierter Flüchtlingsfamilien, die in einem ärmlichen Lager hausen und ihre Jungen aus Not auf Raubzüge ausrücken lassen. – Wieder eine merkwürdige Kombination: harte soziale Wirklichkeit und romantische Verehrung der Geheimnisvollen im blauen Prinzessinnenkleid. Viola ist gegenüber ihrer Gefolgschaft genauso kapriziös und undurchschaubar, manchmal geradezu gemein, wie sie zu Cosimo im Garten war. Und auch jetzt bringt sie den Verehrer mit ihrem Wechsel zwischen Freundlichkeit und Fiesheit dazu, dass er beinahe sein Spiel verliert: Als sie ihn mit seinem Stolz, die Erde seit der ersten Begegnung nie betreten zu haben, vor den Burschen lächerlich macht, stürzt er vom Baum und wird kurz vor dem Boden nur dadurch aufgehalten, dass einer der Frackzipfel (er trägt ja noch die Adelsmontur samt Perücke) an einem Ast hängen bleibt. So bleibt er doch im Spiel (nie wieder wird er sein Leben auf den Bäumen thematisieren). Und von jetzt ab hilft er der Bande: Er warnt sie, wenn er von seiner hohen Warte aus die wütenden Bauern nahen sieht, und zeigt den Burschen auf der Flucht, wo man Mauern und Wildbäche auf geeigneten Baumrouten überklettern kann. Damit aber beginnt er eine Funktion auszuüben, die er sein ganzes Leben lang beibehalten wird: Er wird durch seine Baumexistenz der Gesellschaft (hier einer weniger seriösen Teilgruppe) nützlich.

Die Beziehung zu der kokett-verlockenden Viola endet abrupt (zunächst jedenfalls – so viel sei verraten). Sie wird wegen des skandalösen Galans in ihr Zimmer eingesperrt (Cosimo muss Beeren gegen die Fensterläden werfen, um kurz mit ihr reden zu können), und als er blutüberströmt mit der toten Wildkatze ankommt, um ihr zu imponieren, sieht er eine Kutsche vor der Villa: Viola wird in ein Internat gebracht. Auch sonst erntet er mit seiner Trophäe keinen Ruhm: Für die Leute ist das Untier, das er drachentötergleich besiegt hat, eben eine tote Katze. Für den Verlust des Mädchens findet er einen gewissen Trost in ihrem Hundchen, das sich ihm anschließt und seinen Baumwegen auf dem Boden folgt, und was die Missachtung angeht: aus Trotz näht er sich vom Fell der Katze eine Pelzmütze. (Der Dreispitz bleibt in Reserve für feierliche Anlässe.) So wird er allmählich vom kleinen Baron, vor dem die Bauern den Hut ziehen, wenn sie ihn auf den Bäumen sehen, zum Wildling, äußerlich jedenfalls. Die Bauern finden sein Treiben allerdings auch nicht komischer als das, was die Adligen, die „Eisesser“, sonst so treiben. Und er beginnt ja, wie eben angekündigt, ihnen Dienste zu leisten, überbringt Botschaften oder beurteilt von oben, ob eine

Furche krumm oder gerade ist u.v.a. Er ist also ein Einzelgänger, aber keineswegs ein Eremit. Eine Zeit lang führt er sogar noch den Lateinunterricht beim Abbé fort, auf einem tiefen Ast sitzend, und nimmt sonntags an der Messe teil, von einem Baum nahe der Kirche durch ein offenes Fenster. Sogar bei der Verlobung Battistas (sie hat endlich einen Tölpel von Grafensohn dazu gebracht, sie von der Hausnonne zur Matrone zu machen) tritt er in Erscheinung.

Es kommt aber zu einer stolzen Abgrenzung vom Vater. Der hat sich endlich dazu bequemt, zu seinem Ältesten hinauszureiten, den er jetzt nicht mehr duzt, sondern ihrzt (ein Zeichen der Distanz, so wird angemerkt), und ihn zur Rückkehr aus der eines Edelmannes unwürdigen Existenz aufzufordern. Cosimo reagiert selbstbewusst:

### **Text 2**

„Ein Edelmann, Herr Vater, ist derselbe auf der Erde wie auf den Wipfeln der Bäume“, antwortete Cosimo und fügte sofort hinzu: „wenn er sich in rechter Weise aufführt.“

„Ein guter Spruch“, stimmte der Baron ernsthaft bei, „dabei habt ihr aber vor Kurzem einem Pächter seine Pflaumen gestohlen.“

Das stimmte. Mein Bruder war ertappt. [...]

„Und eure Studien? Euer christliches Glaubensleben?“, sagte der Vater.

„Wollt ihr heranwachsen wie ein Wilder aus Amerika?“ [...]

„Weil ich ein paar Meter weiter oben bin, glaubt ihr, dass mich gute Lehren da nicht erreichen?“ (...)

„Rebellion bemisst sich nicht nach Metern.“ [...]

Jetzt hätte mein Bruder eine weitere noble Antwort geben können. [...] Aber er hatte keine Lust mehr, hier den Vornehmen zu spielen. Er streckte die Zunge heraus und schrie: „Aber von den Bäumen herunter kann ich weiter pissen!“ – ein Satz, der nicht viel Sinn hatte, aber der Auseinandersetzung ein klares Ende setzte. [...]

Das Pferd des Barons von Rondò machte einen Satz, [...] aber er wandte sich um, streckte einen Arm aus dem Mantel, wies zum Himmel, der sich plötzlich mit schwarzen Wolken bedeckt hatte, und rief: „Gib Acht, mein Sohn, es gibt Einen, der auf uns alle pissen kann“, und er sprengte davon.

Der Regen [...] begann in einzelnen dicken Tropfen zu fallen.

Cosimo durchdringt immer mehr seine neue Welt, einen „Palast mit zahllosen Gemächern“, macht ihn sich nicht nur praktisch, sondern auch gefühlsmäßig immer mehr zu eigen, und er passt sich seinerseits an in seinen Instinkten; sogar seine Beine beginnen krumm zu werden. Aber er wird keineswegs zum Tier oder auch nur zum Waldschrat, son-

dem existiert in lebendigen Bezügen. Er nimmt z.B. Kontakt zu dem Cavaliere, dem Bruder seines Vaters auf – und findet in ihm ein warnendes Beispiel: einen Einzelgänger, der aber unkommunikativ, passiv und entschlossungsarm sein Leben verschenkt. Näheres dazu muss ich mir ersparen, vorstellen will aber die Begegnung mit dem großen Räuber Gian dei Brughi, weil sie für unseren Literaturkreis von besonderem Interesse sein dürfte. Dieser berühmte Brigant ist alt und müde geworden; die anderen Räuber verachten ihn, auch wenn sie dafür sorgen, dass sein Name bei den Leuten im Schwange bleibt und weiterhin Angst und Schrecken verbreitet – das ist gut für ihr Geschäft. Eines Tages kommt der abgetakelte Starräuber auf der Flucht vor Häschern bei Cosimo vorbei und wird von ihm durch ein Täuschungsmanöver gerettet. Cosimo ist gerade beim Lesen – er hat sich für die langweiligen Nachmittage im Wald Bücher aus der Familienbibliothek bringen lassen, dann Feuer gefangen und über einen jüdischen Buchhändler immer noch weitere besorgt (gegen Jagdbeute, später gegen Geld). Gian, den das Rauben schon lange anödet, beißt an und fängt auch mit dem Lesen an, wenn seine Lektüre auch weniger anspruchsvoll ist als die des gebildeten und sich immer weiter bildenden Barons – der Bösewicht liest mit Vorliebe ausgerechnet Richardsons Romane, die Häuslichkeit und Tugendhaftigkeit verströmen, und das mit immer größerer Leidenschaft. Als zwei Nachwuchsräuber ihn für eine Unternehmung gewinnen wollen, schaffen sie das nur, indem sie ihn durch Erpressung von seinem Buch, Richardsons *Clarissa*, wegholen: sie reißen noch ungelesene Seiten heraus und werfen sie ins Feuer – da muss er sich ja fügen. Bei dem Geldraub, bei dem er mitmachen muss, versagt Gian aber kläglich und wird gefangen.

### Text 3

Das Gefängnis war ein kleiner Turm am Meeresufer. Ein Piniengehölz wuchs gleich daneben. Auf dem Gipfel einer dieser Pinien befand sich Cosimo fast auf derselben Höhe wie die Zelle von Gian dei Brughi und sah sein Gesicht hinter dem Gitter.

Dem Briganten waren die Verhöre und der Prozess völlig egal; wie es auch lief, sie würden ihn aufhängen; was ihm naheging, waren diese leeren Tage hier im Gefängnis ohne Möglichkeit zum Lesen und dieser Roman, in dem er nur bis zur Mitte gekommen war. Cosimo schaffte es, sich ein weiteres Exemplar von *Clarissa* zu besorgen, und er brachte es auf die Pinie mit.

„Wie weit bist du gekommen?“

„Wo *Clarissa* aus dem Freudenhaus entkommt!“

Cosimo blätterte kurz, und dann: „Ah ja, hier. Also ...“ und fing an, laut vorzulesen.

[...]

Die Untersuchung zog sich hin; [...] . Und täglich, vor und nach den Verhören, lauschte er Cosimo, der ihm vorlas. Als *Clarissa* fertig war, [...] ent-



schloss sich Cosimo, ihm einen Roman von Fielding vorzulesen, der ihn mit seiner bewegten Handlung ein wenig für die verlorene Freiheit entschädigen sollte. Es waren die Tage des Prozesses, und Gian dei Brughi hatte keinen Sinn für etwas anderes als die Erlebnisse Jonathan Wilds [*des Romanhelden*].

Bevor der Roman zu Ende war, kam der Tag der Hinrichtung. [...] Gehängt wurde in Ombrosa an einer hohen Eiche mitten auf der Piazza. Ringsum stand alles Volk im Kreis. Als er die Schlinge schon um den Hals hatte, hörte Gian dei Brughi einen Pfiff aus dem Geäst. Er schaute nach oben. Da war Cosimo mit dem geschlossenen Buch.

„Sag mir, wie’s ausgeht!“, rief der Verurteilte.

„Tut mir leid, dass ich es dir sagen muss, Gian“, antwortete Cosimo, „der Jonathan wird am Ende aufgehängt.“

„Danke. So soll’s mir auch gehen! Addio!“ Und er stieß selber die Leiter weg und wurde erdrosselt.

Mit der Lesewut Cosimos, die sich weniger an der Belletristik als an der modernen, also aufklärerischen Philosophie entzündet, beginnt ein ganz neues Kapitel: Cosimo als Denker, geradezu als philosophisch-politischer Intellektueller. Es versteht sich, dass sich die Handlung so noch einen Schritt weiter von der realen Vorstellbarkeit entfernt und deutlicher einen „Modellcharakter“ bekommt. Der Einzige in Cosimos Umgebung, mit dem ein Austausch über solche Themen möglich ist, ist der Abbé, sein alter Hauslehrer. Da dieser aber von den neuen Gedanken, Republik contra Monarchie, Wahrheit der verschiedenen Religionen, Sensualismus etc., bisher keine Ahnung hat, wird der immer belesenere Cosimo zum Lehrer seines alten Lehrers. Der greise Priester muss zu Unterweisung und Diskussion sogar auf einen Baum steigen. Die Botschaft ist deutlich: Auf Bäumen, erhaben über dem Erdboden der Alltäglichkeit, kann Reflexion stattfinden, hier ist der Ort, Freiheit zu bedenken und zu praktizieren. Der Abbé beginnt allmählich seine jansenistische Strenge auf die neuen Gegenstände zu übertragen, er erörtert die Pflichten des freien und gleichen Bürgers oder die Sittlichkeit in der natürlichen Religion mit unbarmherziger Rigorosität, wie er es in der Theologie gewohnt war, bis es Cosimo angst und bange wird. Dann aber wird der Priester beobachtet, wie er für Cosimo entsetzlich gottlose Bücher vom Buchhändler holt; zwischen seinen Brevieren findet man ein ganz neues streng indiziertes Buch, er wird verhaftet und stirbt bald darauf. Am Ende wusste der stets dem Glauben ergebene Mann nicht mehr, woran er eigentlich glaubte, aber er bemühte sich, fest daran zu glauben.

Cosimo beginnt jetzt Korrespondenzen mit den bedeutendsten Philosophen und Wissenschaftlern Europas. Und er beschäftigt sich mit der Enzyklopädie (einem umfassenden Nachschlagewerk, das gerade von einer Anzahl aufklärerischer Gelehrter erarbeitet wird),

und das führt ihn auf das Gebiet der Praxis zurück, er erlernt z.B., angeregt durch einen Enzyklopädie-Artikel, den Baumschnitt (Gruß an Helmut Palmer) und kann so den Obstbauern gegen geringes Entgelt großen Nutzen verschaffen. Er ist auf diese Weise Freund der Mitmenschen, der Natur und seiner selbst. Damit wird Calvinos eigenes Ideal expliziert. Und wenn der Erzähler Biagio anmerkt, „heute“ (also am Anfang des 19. Jahrhunderts) sei das alles verdorben durch die Orientierung am Profit, so spricht auch da kaum verhüllt der Autor von seiner eigenen Gegenwart.

Auch sonst wirkt Cosimo segensreich: Er organisiert bei einem Waldbrand (Brandstiftung durch die beiden Räuber, die Gian dei Brughi ins Unglück brachten) dank seiner Übersicht von oben dessen erfolgreiche Bekämpfung und danach eine effektive Brandvorsorge; später im Winter wehrt er ein gefährliches Wolfsrudel ab. Solche Dinge erwerben ihm auch die Anerkennung des Vaters, und der meint, dieses Führungs-Charisma prädestiniere ihn doch für die Rolle des Herzogs, der den Adel anführe. Cosimo meint, ihm genüge es, wenn er den Titel „Mensch“ wahrhaft verdiene, er will führen durch Überzeugung und will die Führungsaktivität auf Zeiten der Bedrohung beschränken – in ruhigen Perioden solle jeder für sich leben. Hehre Ideale einer Aufbruchzeit!

Eine weitere Gelegenheit, in Gefahr die Führung zu übernehmen, stellt der Angriff muslimischer Piraten dar. Diese befinden sich, ähnlich wie die Räuber, in einer Phase der Dekadenz (wieder wird eine traditionelle Größe ihres mythischen Glanzes entkleidet und auf dem absteigenden Ast vorgeführt) – sie versklaven keine Menschen mehr, statt zu rauben betrügen sie die Handelspartner um Einfuhrzölle, und ihre Schätze bestehen nicht mehr aus Gold und Silber, sondern aus Stockfisch und Käse, sodass das Versteck von Weitem zu riechen ist. Was sich jetzt zum ersten Mal zeigt, ist eine Neigung Cosimos zum Aufschneiden und Fabulieren, sodass Biagio nur unter Vorbehalt berichtet und zu Protokoll gibt, er habe aus mehreren Versionen die ausgesucht, die noch am ehesten plausibel sei. Das heißt, nach der Robinsonade kommen jetzt die Münchhausiaden. (Diese literarische Beziehung stellt Calvino selber fest.) Cosimo springt etwa (Spiderman nicht unähnlich) von einem küstennahen Baum auf den Mastbaum eines Kahns. (Darf er das? Es ist immerhin ein Mastbaum, und im Italienischen heißt der nur „der Baum“ – *albero* – des Schiffs, also kann man es gelten lassen.) Betrüblich ist bei dieser mehr oder weniger komischen, dabei aber durchaus blutigen Auseinandersetzung (auch Cosimo tötet, behauptet das zumindest) das Schicksal des Cavaliere Carrega, des Onkels von Cosimo. Er hat den Piraten durch Signale vom Ufer geholfen in der Hoffnung, durch sie aus dem heimatlichen Exil in das Land seiner glücklichen Jugend zurückkehren zu können, zu seiner beseufzten Zaira (von der man nicht weiß, wer oder was sie ist); aber die Seeräuber halten ihn für einen Verräter und abtrünnigen Muslim und bringen ihn um. Höchst effektiv beschreibt Cosimo die Entdeckung des auf dem Wasser treibenden Kopfes. Solche und ähnliche Dinge zu erzählen, in verschiedenen Varianten, mal als wirklich erlebt, mal als erfunden oder dann doch als Tatsache, scheint die Lebenslust Cosimos zu steigern.

Dann stirbt auch der zuletzt schwermütige Vater. Und so sind alle drei Männer von der Tafelrunde des Barons, die alle so sehr in ihrer eigenen Welt lebten und denen nichts gelungen ist, ins endgültige Scheitern eingegangen. Cosimo ist dadurch zum Baron geworden,

aber er gibt Würdestellung und Vorrechte an seinen Bruder Biagio weiter; er will nur eine Leibrente, in erster Linie um seine Bücher bezahlen zu können.

Als später auch die Mutter schwer erkrankt, ist die Anteilnahme der Söhne größer, Cosimo zeigt, dass auch er ein fühlendes Herz hat. Die Generalstochter war hinter dem ererbten Militär-Spleen eine liebevolle Frau und hatte sich immer um ihren eigenwilligen Ältesten gesorgt. Der sitzt, als das Asthma sich verschlimmert, auf einem Baum vor dem Fenster, unterhält sie mit seiner Flöte und reicht ihr mithilfe einer Art Harpune die benötigten Gegenstände. Biagio bleibt eher am Rande.

#### **Text 4**

Es war ein sonniger Tag. Cosimo, auf dem Baum mit einem Schälchen, fing an, Seifenblasen zu machen und blies sie durchs Fenster, zum Bett der Kranken hin. Die Mamma sah die Regenbogenfarben fliegen und das Zimmer erfüllen, und sie sagte: „O, was treibt ihr nur für Kindereien“, so wie damals, als wir klein waren und sie immer unseren Zeitvertreib als unnützlich und kindisch missbilligt hatte. Aber jetzt, vielleicht zum ersten Mal, fand sie Gefallen an einem unserer Spiele. Die Seifenblasen flogen bis zu ihr, über ihr Gesicht, und sie brachte sie durch ihren Atem zum Platzen und lächelte. Eine Blase landete auf ihren Lippen und blieb unversehrt. Wir neigten uns über sie. Cosimo ließ das Schälchen fallen. Sie war tot.

Es verwundert nicht, dass auch der tatkräftig-rationale Cosimo von der Liebe nicht verschont bleibt. Liebespaare im Wald beobachtet er zunächst eher befremdet bei ihrem Treiben. Dann aber hört er von einer Kolonie hochadliger Spanier, die in einem Ort im Landesinnern auf Bäumen leben und die er sich natürlich ansehen will. Der Clan ist vom spanischen König verbannt worden und darf aufgrund eines alten Vertrags „den Boden“ der hiesigen Region „nicht betreten“. Weil die Fremden jedoch viel Geld unter die Leute bringen, duldet man sie hier – aber auf Bäumen. Natürlich stehen sie in krassem Gegensatz zu Cosimo: Sie *müssen* auf Bäumen leben, er *will* es. *Er* gestaltet aktiv Neues und Besseres, *sie* führen ein traditionelles, möglichst bequemes Leben, bedient von den Einheimischen. Mit seinen modernen Ideen, die er auch hier nicht bei sich behalten kann, eckt der bei den fast durchweg stockkonservativen Adligen an – er muss sogar eine lebensgefährliche Auseinandersetzung mit einem Kryptojesuiten (der Jesuitenorden ist zu der Zeit offiziell verboten) bestehen, der den Propagandisten der Gottlosigkeit umbringen will. Jetzt aber zum Thema Liebe: Hier trifft er auch das Mädchen Ursula, die Tochter des Sippenchefs, die an sein Inneres rührt. Es entspinnt sich mit der wohlbehüteten Maid eine zarte, offenbar keusche Liebe – zu ersten Küssen kommt es allerdings schon, eine Offenbarung für den Waldjüngling. Dann trifft die Amnestie für die Spanier ein. Die von Ursulas Vater angebotene Einheirat in die immobile Adelskaste kommt für Cosimo nicht in Frage, schon weil er in

Spanien gezwungen wäre, auf den Boden herunterzukommen. Die arme Ursula muss von ihren Verwandten mit Gewalt in die Kutsche geschafft werden.

Was Cosimo im Sommer darauf erlebt, kann dann nicht mehr als zart und keusch bezeichnet werden. Sein Liebesdurst ist erwacht, er bringt alle möglichen jüngeren Damen dazu, ihn zu erotischen Zusammenkünften auf den Bäumen aufzusuchen, wobei er auf Discretion keinen besonderen Wert legt. (Die Ombrosaner sind von den Adligen einiges gewohnt. Auch die unehelichen Kinder, von denen man munkelt, führen nicht zu einem Aufstand.) Immerhin versucht Cosimo, es den Schönen durch Matratzen o.ä. auf den Ästen halbwegs bequem zu machen. Dass er nicht völlig der Triebhaftigkeit erlegen ist, zeigt immerhin eine Szene, die herumerzählt wird: Jemand sah Cosimo auf einer Eiche zusammen mit fünf leichten Mädchen, alle fünf splitternackt, nur mit ihren Sonnenschirmchen, und was ging ab? Cosimo las ihnen lateinische Verse vor (ob von Ovid oder Lukrez, konnte der Gewährsmann nicht unterscheiden).

Bei alledem aber bleibt Cosimo im Innern unbefriedigt. Wie ein Schlag trifft ihn da die Rückkehr Violas. Sie hatte, von der Familie zur Heirat gedrängt, sich für den ältesten und gebrechlichsten Bewerber entschieden und ist nach dessen baldigem Ableben jetzt schwerreiche Herzogswitwe. Es ist schwierig für Cosimo, mit ihr in Verbindung zu kommen, da ihr Schloss von einer großen Wiese ohne jeden Baum umgeben ist, es ist wie ein märchenhafter Bann. Das Hundchen, das er seinerzeit von ihr übernommen hat und das jetzt die alte Herrin wittert, schafft den Kontakt. Die Wiederbegegnung inszeniert Calvino grandios und geheimnisvoll: mit komplizierten, geometrisch geplanten Ritten der immer noch Unberechenbar-Kapriziösen (nach Art eines Balletts, sagt Tonio Cavilla) und mit Vogelrufen des hingerissenen Waldmenschen, dessen jahrelange Sehnsucht nun erfüllt wird. Sie kommen zusammen in der alten Villa ihrer Familie, die Viola nun wieder beziehen will; Cosimo, von Erinnerungen überwältigt, bedauert fast, dass Haus und Garten neu hergerichtet werden. Trotz aller gewohnten Schwankungen und Ironien der jungen Frau kommt es zu rauschhafter Liebeserfüllung der beiden, zu akrobatischem Sex auf Ästen. Viola lässt sogar luxuriösen Hausrat in die Baumkronen schaffen. Und dennoch scheitert die Beziehung. Da ist einmal die unstete Lebensführung Violas – monatelang ist sie unterwegs, um sich um die Herzogsgüter zu kümmern, die über ganz Europa verstreut sind. Biagio, der begonnen hat, als einer der ersten Adligen Handel zu treiben und deshalb viel reist, trifft sie in einem Pariser Salon, wo sie den Ruf hat, unzählige Affären zu unterhalten. Zum anderen hat die leichtsinnige Viola keinen Sinn für die ernsthafte Gedankenwelt Cosimos, sie hat eher Ideen wie einen Liebesakt auf ihrem Pferd. (Der Gaul ist dann allerdings nicht auf den Baum zu kriegen.) Besonders stark wird die Harmonie dadurch gestört, dass die beiden verschiedene Auffassungen von der Liebe haben. Cosimo stellt sich bei aller sexuellen Unersättlichkeit eine „natürliche“ Liebe vor, die mit Vernunft und republikanischen Tugenden in Übereinstimmung ist. Sie aber spricht von einer absoluten Liebe (für Cosimo ist das: „absolute Kuhscheiße“). Sie bringt eines Tages zwei Verehrer mit, einen englischen und einen neapolitanischen Seeoffizier. Die drei Männer spielt sie nun in einer Weise gegeneinander aus (man möchte sagen: Sie treibt derart das Michele mit ihnen), dass man es als Leser kaum aushält. Nun, auch die Beziehung von Cosimo und Viola hält (obwohl die beiden Ga-

lane irgendwann abziehen, brüderlich vereint) diese Spannung nicht aus. Viola verlässt Ombrosa, heiratet einen englischen Lord, geht mit ihm nach Kalkutta und denkt beim Anblick der exotischen Wälder sehnsuchtsvoll an den exotischen Garten zu Hause zurück. Und Cosimo erkennt im Nachhinein: Sie war ihm immer treu, sie wollte nur seine Verliebtheit ins Unermessliche steigern.

*[Aus der Runde kam der Vorschlag, Violas exzentrische Auffassung von der Liebe als romantisch zu charakterisieren, wohingegen die Cosimos ja deutlich zur Aufklärung gehört. Viola ist auch in ihrer Rolle als märchenhafte Räuberprinzessin eine romantische Gestalt. In der Literatur wird sie öfter als barocke Figur gesehen.]*

In der Nach-Viola-Ära wendet sich Cosimo wieder seinen politisch-gesellschaftlichen Interessen zu. Schon zuvor hat er den „Entwurf einer Verfassung für einen Idealstaat auf den Bäumen“ angefangen (die Pointe dabei ist: Wenn alle auf den Bäumen sind und dort glücklich leben, steigt der Verfasser auf den nunmehr verlassenen Erdboden hinab – er bleibt auf Distanz); das Fragment, das in Histörchen zerfließt, schickt er an Diderot. Jetzt lernt er auf einer kleinen Druckmaschine, die man auf seine Bäume gehievt hat, Flugblätter und Zeitschriften zu drucken (z.B. „Das vernünftige Wirbeltier“), darin klagt er u.a. aus der Perspektive der Vögel die Menschheit im Ganzen an; er steht den Freimauern nahe, kritisiert aber, dass sie Mauern erbauen (entsprechend ihrem Namen) - er will Grenzenlosigkeit, propagiert eine universale Weltrepublik, zugleich aber engagiert er sich für die Gilden und Zünfte des Orts; selber schließt er sich aber nie einer bestehenden Form menschlichen Zusammenlebens an. Er ist inzwischen als abstruse Kuriosität *und* als großer Denker in ganz Europa bekannt. Als Biagio in Paris mit Voltaire zusammentrifft, fragt ihn der nach dem „berühmten Philosophen, der auf den Bäumen lebt wie ein Affe“, und will wissen, was ihn zu seiner Marotte gebrachte hat – etwa der Wunsch, dem Himmel näher zu sein? Biagio antwortet: „Mein Bruder ist der Meinung, dass einer, der die Erde deutlich sehen möchte, den notwendigen Abstand einhalten muss.“ Das zeigt, dass der so konventionell lebende Bruder Cosimo sehr gut verstanden hat.

Angemerkt sei, dass von jetzt ab (Cosimo ist noch keine vierzig) immer wieder Hinweise auf sein Alter eingestreut werden – er wird immer schwächer (und kann so noch besser auf dünnen Ästen oder Weinlauben gehen). Und er wird bei immer exzentrischerem Verhalten (er kleidet sich in Federn und isst Maden wie die Vögel) immer einhelliger als verrückt betrachtet, aber dabei stets respektiert. Als er schwer erkrankt, schickt die Gemeinde aus Dankbarkeit die besten Ärzte auf Leitern zu ihm hinauf.

Und jetzt beginnt die Weltgeschichte ihren Schatten auf das kleine Ombrosa zu werfen. Als die Französische Revolution ausbricht, klärt Cosimo, der durch Zeitungen und Briefe bestens informiert ist, seine Landsleute durch große Reden und sogar, indem er die Pariser Kontroversen auf den Ästen szenisch nachspielt, über die Vorgänge auf. Dann hilft er den Leuten, sich ganz konkret darüber klar zu werden, was sie an den Verhältnissen, in denen sie leben, ungerecht finden, und als dann etwas wie ein volkstümlicher Graswurzel-Aufstand ausbricht, sitzt er als eine Art Galionsfigur mit Kokarde auf dem Festbaum. Aber so lokal kann die Sache nicht bleiben. Das österreichisch-sardinische Heer marschiert gegen die Franzosen, die Besatzung in Ombrosa kommandiert ausgerechnet der Ehemann

von Battista. (Deren neues Hobby ist das Guillotiniere von Mäusen, mit dem sie die Hinrichtung ihrer Verwandten in Paris nachspielt.) Was Cosimo nun über seine trickreichen Aktivitäten im Krieg erzählt, ist so realitätsfern, so poetisch-fantastisch, dass Biagio die Episoden in Ich-Form wiedergibt, d.h. Cosimo selbst in den Mund legt. Jedenfalls wird Cosimo, der von oben die eigenen Truppen lenkt, die fremden in die Irre führt und selbst das Ungeziefer des Waldes für seine Zwecke einspannt, zur Legende; der Individualist kommt aber beim Kampf der Heere zu der Überzeugung, dass Heere generell ein Übel darstellen. Nach der Vertreibung der reaktionären Armee wird Cosimo in den Stadtrat gewählt (er nimmt an den Sitzungen von einem Baum vor dem Fenster aus teil), als sich aber eine größere Einheit konstituiert (die „Ligurische Republik“), gilt er nicht mehr als präsentabel. Seine neue „Verfassung für ein republikanisches Staatswesen“, die nicht nur Menschenrechte, sondern auch Tier- und Pflanzenrechte kennt, bis zu Insekten und Gräsern herab, bleibt unbeachtet. Die Stimmung gegenüber den Franzosen, die inzwischen unter dem Kommando des Kaisers Napoleon stehen, schlägt jetzt um, auch Cosimo, der Franzosenfreund, hilft jungen Männern, sich dem Wehrdienst im französischen Heer durch Flucht in die Wälder zu entziehen.

Ein zweiseitiges Ereignis ist es deshalb, als Napoleon auf dem Rückweg von Mailand (wo er zum König von Italien gekrönt worden war) persönlich den berühmten „Patrioten auf den Bäumen“ zu treffen wünscht. Cosimo wird auf einen geeigneten Baum beordert, der aber keine Eiche ist, sondern ein Nussbaum und deshalb mit Eichenlaub, dem Symbol der Freiheit, dekoriert werden muss. Cosimo muss, bis Napoleon endlich eintrifft, mehrmals vom Baum herunter pinkeln (das Alter!). Der Kaiser erinnert sich dunkel an die Begegnung Alexanders mit dem Philosophen Diogenes („Geh mir ein wenig aus der Sonne“), bringt aber den Dialog durcheinander; obwohl Cosimo die Anekdote besser im Kopf hat, wird das Ganze eine jämmerliche Grotteske. Der Kaiser verspricht ihm noch das Kreuz der Ehrenlegion – es wird nie eintreffen.

Dann kommt die Nachricht von Napoleons Niederlage an der Beresina. Cosimo ist inzwischen ein verschrumpeltes, altes Männchen, aus dessen faltigem Gesicht aber helle Augen hervorleuchten – man kann errechnen, dass er 57 Jahre alt ist, aber vielleicht sollte man besser nicht nachrechnen. Er hat eine Vision, in der Napoleon zu ihm zurückkommt, ihm recht gibt und mit ihm jetzt das universale, nicht nationale Vaterland errichten will. (Das Universale ist Cosimos Sache und zugleich das Konkret-Lokale, nicht dazwischen liegende Größen wie die Nation.) Aber so etwas hat der reale Napoleon eben nicht gesagt. Statt seiner marschieren drei Soldaten aus seinem geschlagenen Heer unter Cosimos Baum vorbei, heruntergekommen und besoffen, und kurz danach eine russische Reitereinheit auf dem Siegeszug nach Frankreich, die die drei Franzosen in Hörweite Cosimos massakriert. Ihr Kommandant ist der melancholische Fürst Andrej, eine Figur aus Tolstojs „Krieg und Frieden“ (schon wieder eine Referenz auf ein anderes literarisches Werk!), der sich mit Cosimo darin einig geht, dass der Krieg eine verabscheuungswürdige Sache ist, aber sich in sein Schicksal ergibt, als Adelsspross daran mitwirken zu müssen. Cosimo preist seine selbstgewählte Existenz auf den Bäumen, die ihn vor solchen Konflikten bewahrt hat.

Biagio schiebt hier eine bittere Reflexion über den Niedergang der Zeiten ein (obwohl er selbst als verbürgerlichter Kleinadliger äußerlich gut durchgekommen ist): Restauration,

erneuter Absolutismus, erneute Jesuitenherrschaft bestimmen das frühe 19. Jahrhundert. Die Ideale des 18. (die also auch Biagios eigene waren) sind „Asche“ geworden. Solange Cosimo lebte, konnte man sozusagen den Idealismus auf ihn delegieren, der das allumfassende Menschheitsziel durch die Konsequenz seiner Lebensweise, wenn schon nicht durch wirklich nachvollziehbare Worte, vor Augen stellte.

Ja, Cosimo stirbt jetzt. Auf dem Nussbaum am Marktplatz, vor aller Augen, lässt sich der sonst so Verborgene pflegen. Auch ein Priester steigt zu ihm hinauf – ein republikanisch gesinnter Geistlicher, mit dem Cosimo befreundet war. Das Sakrament will Cosimo nicht empfangen, aber er flüstert auf dem höchsten Wipfel, wohin er sich hochgehievt hat, lange mit dem Priester. Über den Inhalt des Gesprächs gibt der Priester nichts preis, außer: „Er sagt, es gehe ihm gut.“

Wie lässt man diese Figur sterben? Spektakulär! Eine Montgolfiere, mit der zwei englische Offiziere an der Küste losgeflogen sind, gerät in eine Bö und lässt in der Hoffnung auf irgendeinen Halt das Seil mit dem Anker herab. Wie der Ballon über dem Marktplatz vorübergetrieben wird, springt Cosimo, so wie früher auf den nächsten Baum, auf den Anker und fliegt so aufs Meer hinaus. Als der Ballon mit Glück doch wieder an der Küste landet, ist Cosimo nicht mehr da. Was ist das für ein Tod? Es ist auf jeden Fall vermieden, dass Cosimo auf die Erde herunter muss oder gar in ihr begraben wird. Ist es eine Himmelfahrt, wie auf seinem Grabstein geschrieben steht? („Er lebte auf den Bäumen – Er liebte stets die Erde – Er stieg auf in den Himmel“) Irgendwie vielleicht schon, aber am Ende stand auf jeden Fall ein Sturz – immerhin ins Meer, in die elementare Natur, in entschiedener Distanz von Familie und Gesellschaft.

Jetzt, nach Cosimos Tod, stellt sich die Frage: Was hat es mit dieser Gestalt auf sich? Im Text gibt es genügend Hinweise darauf, dass sie nicht einfach als bizarre Figur mit einer interessanten Marotte gemeint ist, dass vielmehr die fabulöse Handlung auch so etwas wie einen abstrahierbaren Hintergrund hat – selbstverständlich ohne dass man die farbige, lebensvolle Geschichte deshalb zu einer dünnen Allegorie machen dürfte.

Cosimo verlässt mit einem radikalen Willensakt die Ebene, auf der die Mitmenschen leben, er hat sein eigenes Reich und richtet sich darin mit absoluter Konsequenz ein, aber er ist alles andere als ein Eremit – er sucht die dauernde Nähe zu den Menschen, noch mehr: er engagiert sich in intensiver Weise für sie, vom unmittelbar Praktischen (Baumschnitt, Landvermessung, Wassermanagement usw.) bis zum Politischen und Hochtheoretischen (Verfassungen für einen idealen Zukunftsstaat), er ist ein Ideengeber und Weltverbesserer par excellence. „Er lebte auf den Bäumen – Er liebte stets die Erde“. Wie gehört das zusammen? Als einen Satz von zentraler Bedeutung betrachte ich die Erklärung für Cosimos Lebensart, die der Bruder Biagio dem Philosophen Voltaire gibt: Der Baron auf den Bäumen sei „der Meinung, dass einer, der die Erde deutlich sehen möchte, den notwendigen Abstand einhalten muss.“ Engagierte Distanz, Engagement aus der Distanz, Distanz, um das Wesen der Verhältnisse erkennen und sich engagieren zu können – diese Vorstellung scheint im Hintergrund unserer fantastischen Erzählung zu stehen. Sie wurde in der Epoche nach dem Weltkrieg lebhaft diskutiert – der Sozialrevolutionär, der progressive Philosoph sollte nicht einfach Teil der Klasse sein, deren Befreiung sein Ziel war, sondern in kritischer

Distanz stehen, unabhängig, nicht eingebunden und zu Gehorsam oder Linientreue verpflichtet. Und auch vom Dichter wird das gesagt: Er kann nicht Teil des Bildes sein, das er malen will, sondern muss einen Schritt zurücktreten, um den Überblick zu behalten. So ist es wohl auch das eigene – politische und poetische - Selbstverständnis des (als einsam geltenden) Autors Calvino sein, das hier humorig-verfremdet in die Gestaltung seines Helden eingeht. Cosimo, ein „uomo completo“, wisse, so Calvino, dass „der einzige Weg, wahrhaftig *mit* den anderen zu sein“, sei, „getrennt von den anderen zu sein“. Er ist einsam in einem positiven Sinn, anders als die vielen Beispiele für misslungene Einsamkeit in seiner Familie.

Wichtig zu sehen ist aber: Die Aktivität Cosimos führt ihn nicht einfach auf einen Triumphzug. Bemerkenswert ist schon, wie stark sein Altern betont wird. (Biagio bemerkt auch, in der Welt der Baumkronen sei ja alles zum Fallen bestimmt, Blätter wie Früchte). Und sein Erfolg? Neben staunender Anerkennung, ja, Ruhm, erntet er auch Spott und Zurückweisung, er bewirkt vieles, aber die großen Ziele, ein nach seinen Vorstellungen eingerichtetes Gemeinwesen in der Region und erst recht natürlich die Weltrepublik sind nicht zu erreichen. Neben der Gleichgültigkeit und Uneinsichtigkeit von Mitmenschen ist es vor allem die große Weltgeschichte, die seine Pläne überrollt; auch Biagio konstatiert ja einen Niedergang am Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein ideologischer Ansporn für das Streben „zur Sonne, zur Freiheit“ („... fühlen wir, es muss gelingen“) ist Cosimos Geschichte sicherlich nicht. Dabei mag Calvinos persönliche Enttäuschung über die Entwicklung nach dem Krieg eingewirkt haben: Die hochgestimmten Erwartungen der Partisanen wurden nicht eingelöst, eben auch nicht durch die PCI (die, wie manche glauben, durch die Freimaurer des Buchs karikiert wurde: Von einem Hort der Aufklärung wurden diese zu einem behäbigen Honoratiorenverein, in den Biagio eintrat, nicht Cosimo.) Aber Cosimo ist bis zum Schluss ungebrochen. In ihm verbinden sich, um Schlagworte der damaligen Diskussion zu verwenden, der Pessimismus des Intellekts mit dem Optimismus des Willens, Geschichtsnihilismus mit ethischem Voluntarismus.

Pessimismus bezüglich des Verlaufs der Geschichte prägt auch den letzten Abschnitt des Buchs. Biagio klagt, die alte Baumfülle, das Blätterdach über den Köpfen aller sei verschwunden, der „Himmel sei leer“; und wenn es noch Bäume gebe, seien es größtenteils nicht die altgewohnten, sondern Palmen oder Eukalyptusbäume. (Hier merken wir, dass hinter dem Ich-Erzähler Biagio der Autor Calvino immer deutlicher hervortritt.)

### **Text 5**

Ombrosa gibt es nicht mehr. Wenn ich zum leeren Himmel schaue, frage ich mich, ob es tatsächlich existiert hat. Dieser Zacken aus Zweigen und Blättern, Astgabeln, Blattlappen, Flaum, winzig und endlos, und der Himmel nur in unregelmäßigen Spritzern und Schnipseln – vielleicht gab es das nur, damit mein Bruder darübergehen konnte, mit seinem leichten Schwanzmeisenschritt, vielleicht war es eine Stickerei über dem Nichts, die diesem Tintenfaden glich, wie ich ihn habe laufen lassen über Seiten und Seiten, voller



Durchstreichungen, Verweise, nervösem Geschmiere, Kleckse, Lücken, der manchmal dicke, helle Beeren auswirft, sich manchmal zusammenzieht in winzige Zeichen wie punktförmige Samenkörner, jetzt sich auf sich selbst zurückbiegt, jetzt sich gabelt, jetzt Klumpen von Sätzen verbindet mit Umrissen von Blättern oder Wolken und dann feststeckt und wieder weiterläuft und sich wieder verwickelt und läuft und läuft und sich entwirrt und eine letzte unsinnige Traube von Wörtern Gedanken Träumen zusammendreht und zu Ende ist.

Hier wird mit verwirrender Sprachkunst eine Ähnlichkeit suggeriert zwischen dem Muster der gegen den Himmel stehenden Blätter und der Tintenlinie des Manuskripts, das eine geht ins andere über, aus dem räumlichen Nebeneinander wird ein zeitliches Nacheinander, dessen Schluss auch das reale Ende des Buchs darstellt. Die so handfest geschilderte und historisch verankerte Welt des Romans wird also als Literatur, als Fiktion, Produkt künstlerischen Schaffens enthüllt, und als solche ist sie ein Stickmuster vor dem Hintergrund des Nichts. Das weist in die literarische Richtung, die man Postmoderne nennt und zu deren prominentem Vertreter Calvino werden sollte. Aber das ist eine andere Geschichte.

*Dr. Gerhard Vogt, 16. September 2019*